



NICCI FRENCH

**BLAUER
MONTAG**

THRILLER

nachts wach und spürte, wie der Schweiß in Strömen an ihm hinabfloss und sein Herz rasend schnell schlug. In der Arbeit saß er stocksteif und mit geballten Fäusten an seinem Schreibtisch, starrte auf die vor ihm liegenden Papiere hinunter und wartete verzweifelt darauf, dass seine Angstzustände sich wieder legten, ohne dass die Kollegen etwas davon mitbekamen. Er empfand es als demütigend, derart die Kontrolle zu verlieren. Es machte ihm Angst. Carrie sprach von Midlife-Crisis. Immerhin war er schon zweiundvierzig. In diesem Alter tickten viele Männer aus. Plötzlich begannen sie zu trinken, kauften sich ein Motorrad und hatten Affären – in der Hoffnung, sich dadurch wieder jung zu fühlen. Aber er wünschte sich weder ein Motorrad noch eine Affäre. Jung wollte er auch nicht mehr sein: nichts als Peinlichkeiten und Schmerz und ständig das Gefühl, im falschen Leben zu stecken. Erst jetzt, mit Carrie, war er in seinem richtigen Leben angekommen. In dem kleinen Haus, auf das sie so lange gespart hatten und das sie noch dreizehn weitere Jahre abbezahlen würden. Es gab durchaus Dinge, von denen er träumte, aber bestimmt hatte jeder irgendwelche Träume und Hoffnungen. Wobei andere im Gegensatz zu ihm nicht im Park zusammenbrachen oder nachts weinend aus dem Schlaf hochschreckten. Manchmal hatte er auch diese Albträume – über die er nicht einmal nachdenken wollte. Das war einfach nicht normal. Ganz bestimmt war es alles andere als normal. Er wollte, dass diese Albträume aufhörten. Er wollte nicht die Sorte Mensch sein, die solche Dinge im Kopf hatte.

»Die Tabletten, die Sie mir gegeben haben, wirken nicht«, erklärte er Dr. Foley. Am liebsten hätte er sich dafür entschuldigt, dass er schon wieder da war und dem Arzt die Zeit stahl, obwohl sein Wartezimmer doch voller Patienten mit echten Krankheiten und echten Schmerzen war.

»Immer noch Probleme mit dem Schlafen?« Dr. Foley sah ihn nicht an. Stattdessen blickte er auf seinen Computerbildschirm und tippte stirnrunzelnd irgendetwas ein.

»Nicht nur das.« Alan bemühte sich um einen ruhigen Ton. Sein Gesicht fühlte sich an wie aus Gummi, als gehörte es einer anderen Person. »Ich bekomme so schreckliche Zustände.«

»Sie meinen Schmerzen?«

»Mein Herz fühlt sich an, als würde es aufgepumpt, und gleichzeitig habe ich einen metallischen Geschmack im Mund. Ich weiß auch nicht.« Verzweifelt versuchte er, die richtigen Worte zu finden, brachte am Ende aber nur heraus: »Irgendwie bin ich mir so fremd.« Anders konnte er es nicht ausdrücken, und jedes Mal, wenn er diese Formulierung gebrauchte, hatte er das Gefühl, ein Loch in sein eigenes Inneres zu bohren. Einmal hatte er Carrie gegenüber ausgerufen: »Ich bin gar nicht mehr ich selbst!« Schon damals war ihm aufgefallen, wie seltsam das klang.

Dr. Foley ließ seinen Stuhl herumschwingen und betrachtete ihn. »Bereitet Ihnen in letzter Zeit irgendetwas Kummer?«

Alan mochte es nicht, wenn der Arzt nur auf seinen Computer starrte, aber es war ihm immer noch lieber, als derart gemustert zu werden: als könnte der Doktor in sein Innerstes hineinblicken und dort Dinge entdecken, von denen Alan gar nichts wissen wollte. Was sah er dort drinnen?

»Als ich noch viel jünger war, hatte ich oft so ein Gefühl von Panik. Ich fühlte mich

ganz einsam, wie in einem Albtraum. Als wäre ich der einzige Mensch im Universum. Als würde mir etwas Wichtiges fehlen. Aber ich wusste nicht, was. Nach ein paar Monaten legte sich das wieder. Jetzt geht es von Neuem los.« Er wartete, aber Dr. Foley reagierte nicht. Alan hatte den Eindruck, dass seine Worte bei dem Arzt gar nicht angekommen waren. »Damals war ich am College«, fuhr er fort. »Vielleicht sind solche Probleme in dem Alter ja ganz normal. Und jetzt habe ich wahrscheinlich so eine Art Midlife-Crisis. Blöd, ich weiß.«

»Die Medikamente wirken offenbar nicht. Ich hätte gern, dass Sie jemand anders aufsuchen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Jemanden, mit dem Sie reden können. Über Ihre Gefühle.«

»Sie glauben, das spielt sich alles nur in meinem Kopf ab?« Vor seinem geistigen Auge sah er sich mit wild verzerrter Miene wie einen Verrückten wüten, weil die Gefühle, die er die ganze Zeit tief in seinem Inneren unter Verschluss zu halten versuchte, plötzlich aus ihm hervorbrachen und ganz und gar von ihm Besitz ergriffen.

»Das kann sehr hilfreich sein.«

»Ich brauche keinen Psychiater.«

»Probieren Sie es aus«, widersprach Dr. Foley. »Wenn es nicht funktioniert, ist ja nichts verloren.«

»Ich kann mir das finanziell gar nicht leisten.«

Dr. Foley tippte erneut etwas in seinen Computer. »Sie bekommen eine Überweisung. Die Behandlung kostet Sie nichts. Allerdings wird es eine ziemliche Fahrerei werden, aber diese Leute sind wirklich gut. Man wird sich wegen eines Termins für eine erste Beurteilung mit Ihnen in Verbindung setzen. Dann sehen wir weiter.«

Das klang so ernst. Alan wäre es lieber gewesen, Dr. Foley hätte ihm ein anderes Medikament verschrieben und damit seine Zustände beseitigt – wie einen Fleck, den man einfach wegwischen konnte, ohne dass eine Spur zurückblieb. Ratlos legte er die Hand ans Herz und spürte wieder dieses schmerzhaft Rasen. Er wünschte sich doch nur, ein ganz normaler Mann mit einem ganz normalen Leben zu sein.

Es gibt einen Ort, wo man sehen kann, ohne gesehen zu werden. Man braucht nur mit einem Auge durch ein kleines Loch im Zaun zu spähen. Es ist gerade Pause. Sie strömen aus ihren Klassenzimmern und rennen über den Hof. Jungs und Mädchen in allen Hautfarben und Größen. Schwarz und braun und rosa. Mit blondem Haar und dunklem Haar und sämtlichen Nuancen dazwischen. Manche sind fast schon erwachsen, pickelige Jungen mit linkischen Füßen und Mädchen, unter deren dicken Wintersachen bereits Brüste sprießen. Solche kommen nicht in Frage. Manche aber sind noch ganz klein. Mit ihren dünnen Beinchen und ihren Babystimmen wirken sie kaum groß genug, um schon von ihren Müttern getrennt zu sein. Das sind diejenigen, nach denen man Ausschau halten muss.

Auf dem Schulhof nieselt es, und auf dem Boden sind überall Pfützen. Nur ein paar Schritte entfernt springt ein kleiner Junge mit kurz geschorenem Haar mitten in eine dieser Pfützen hinein und verzieht dann grinsend das Gesicht, weil es so schön geplatscht hat. Ein

Mädchen mit strohblonden Zöpfen und dicken, beschlagenen Brillengläsern steht in der Ecke und beobachtet die anderen. Die Kleine schiebt sich den Daumen in den Mund. Zwei winzige asiatische Mädchen halten sich an der Hand. Ein untersetzter weißer Junge tritt nach einem mageren farbigen Jungen und rennt davon. Ein paar Mädchen flüstern sich gehässige Bemerkungen zu, lachen höhnisch und blicken dann mit fies funkelnden Augen zur Seite.

Doch sie alle sind nur Teil einer wuselnden Menge. Niemand sticht besonders hervor. Noch nicht. Es gilt, weiter Ausschau zu halten.

4

Nachmittags um zwei verließ Frieda den Raum, den sie im zweiten Stock eines Wohnblocks gemietet hatte, und machte sich auf den Weg nach Hause. Durch die kleinen Nebenstraßen, die sich hinter den großen Verkehrsadern der Stadt verbargen, brauchte sie dafür nur sieben Minuten. Ein paar hundert Meter entfernt lag die Oxford Street mit ihrem Gedränge und ihrem Lärm, hier aber war kaum jemand unterwegs. Das gedämpfte Novemberlicht ließ alles grau und still wirken, wie auf einer Bleistiftzeichnung. Eiligen Schrittes marschierte Frieda dahin, vorbei an dem Elektrogeschäft, in dem sie immer ihre Glühbirnen und Sicherungen kaufte, an dem Zeitungskiosk, der rund um die Uhr geöffnet hatte, an den schwach beleuchteten Lebensmittelgeschäften und den Wohnhäusern, die nur wenige Stockwerke hoch waren.

Frieda blieb erst stehen, als sie ihr Haus erreichte. Wie immer beim Heimkommen verschaffte es ihr ein Gefühl von Erleichterung, die Welt auszusperrten, indem sie einfach die Tür hinter sich zuzog und den Geruch nach Sauberkeit und Sicherheit einsog. Als sie das Haus drei Jahre zuvor zum ersten Mal gesehen hatte, war ihr sofort klar gewesen, dass sie es haben musste – auch wenn es jahrelang vernachlässigt worden war und auf den ersten Blick schäbig und fehl am Platz wirkte, eingeklemmt zwischen die hässlichen Garagen zu seiner Linken und die Sozialwohnungen zu seiner Rechten. Nun, nachdem die Renovierungsarbeiten abgeschlossen waren, befand sich alles genau dort, wo es hingehörte. Selbst mit geschlossenen Augen wäre Frieda noch in der Lage, jeden einzelnen Gegenstand zu ertasten. Sogar die frisch gespitzten Bleistifte auf ihrem Schreibtisch. Oder hier in der Diele den großen Stadtplan von London und die Garderobenhaken, wo ihr Trenchcoat hing. Auch drüben im Wohnzimmer, dessen Fenster auf die Straße hinausgingen, fände sie sich blind zurecht: Ein dicker Läufer lag auf den ansonsten blanken Bodendielen, und links und rechts von dem offenen Kamin, in dem sie von Oktober bis März jeden Abend Feuer machte, standen ein weicher Sessel und ein tiefes Sofa. In Fensternähe befand sich ein Schachtisch – das einzige Möbelstück, das sie je geerbt hatte. Das Haus war sehr schmal, es hatte lediglich die Breite eines einzelnen Raums. Eine steile Treppe führte hinauf in den ersten Stock, wo ein Schlafzimmer und ein Bad untergebracht waren, und von dort ging es noch steiler hinauf ins Dachgeschoss, das nur aus ihrem Arbeitsbereich bestand: einem Mansardenzimmer, in das durch ein Dachfenster ein wenig Licht fiel. Unter diesem Fenster stand ihr Schreibtisch, auf dem sie alle ihre Zeichenutensilien aufbewahrte. Reuben nannte ihr Zuhause gern ihre Räuberhöhle, manchmal sogar ihre Drachenhöhle (mit ihr als dem Drachen, der dafür sorgte, dass die Leute draußen blieben). In der Tat handelte es sich um eine recht dunkle Behausung. Viele Leute entfernten Zwischenmauern und vergrößerten die Fenster, um Licht und Luft hereinzulassen. Frieda hingegen bevorzugte kuschelige, kaum durchbrochene Räume. Sie hatte die Wände in satten Farben gestrichen, Weinrot und Flaschengrün, sodass das Haus sogar im Sommer düster wirkte, als befände es sich halb

unter der Erde.

Sie nahm die Briefe von der Türmatte und legte sie auf den Küchentisch, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen. Mitten am Tag machte sie ihre Post grundsätzlich nicht auf. Manchmal dachte sie eine ganze Woche oder noch länger nicht daran, bis die Leute schließlich anriefen, um sich zu beschweren. Wobei sie ihren Anrufbeantworter ebenfalls nur selten abhörte. Erst letztes Jahr hatte sie sich endlich dazu durchgerungen, so ein Ding zu erstehen, weigerte sich jedoch nach wie vor hartnäckig, sich ein Handy zuzulegen – sehr zum Befremden all jener Menschen in ihrer Umgebung, die nicht begriffen, wie man ohne überhaupt existieren konnte. Frieda aber wollte vermeiden, dass jeder sie nach Belieben mit irgendwelchen Mitteilungen oder Forderungen belästigen konnte. Sie hatte keine Lust, ständig für alle erreichbar zu sein, sondern schnitt sich gern mal ab von den ach so dringenden Belanglosigkeiten der Welt. Wenn sie allein war, wollte sie sich auch so fühlen: ohne Kontakt und völlig losgelöst.

Ihr blieben dreißig Minuten bis zu ihrem nächsten Termin. Oft aß sie im Café ihrer Freunde in der Beech Street Nr. 9 zu Mittag, aber heute war ihr nicht danach. Sie bereitete sich eine schnelle Mahlzeit zu: Toast mit Marmite, ein paar kleine Tomaten, eine Tasse Tee, einen Haferkeks und einen Apfel, den sie viertelte und entkernte. Sie trug den Teller ins Wohnzimmer und ließ sich im Sessel neben dem offenen Kamin nieder, wo sie bereits das Holz für ihr abendliches Feuer aufgerichtet hatte. Sie schloss einen Moment die Augen und wartete, bis sich die Müdigkeit in ihr gesetzt hatte. Dann aß sie langsam ihren Toast.

Das Telefon klingelte. Zunächst ging sie nicht ran, aber das Band war nicht eingeschaltet, und der Anrufer – wer auch immer es sein mochte – gab einfach nicht auf. Schließlich hob sie doch ab.

»Frieda, hier ist Paz. Alles in Ordnung bei dir? Warst du in der Wanne?«

Frieda seufzte. Paz leitete die Verwaltung des Warehouse, bei dem es sich keineswegs um ein Lagerhaus, sondern um eine Klinik handelte, die Anfang der achtziger Jahre in die Räume eines ehemaligen Warenlagers gezogen war und daher diesen – damals durchaus progressiv klingenden – Namen angenommen hatte. Frieda hatte an der Klinik ein Praktikum gemacht und nach Abschluss ihrer Ausbildung weiter dort gearbeitet. Inzwischen saß sie im Aufsichtsrat. Wenn Paz sie zu Hause anrief, verhielt sich das nichts Gutes.

»Nein, ich war nicht in der Wanne. Es ist mitten am Tag.«

»Wenn ich zu Hause wäre, würde ich sehr wohl mitten am Tag ein Bad nehmen. Vor allem montags. Ich hasse Montage. Du auch?«

»Eigentlich nicht.«

»Jeder hasst diesen Tag. Es ist der Tiefpunkt der Woche: Wenn am Montagmorgen der Wecker klingelt und es draußen noch dunkel ist und man genau weiß, dass man sich aus dem Bett hieven und den ganzen Mist von vorn beginnen muss.«

»Hast du mich wirklich nur angerufen, um mit mir darüber zu reden, wie schrecklich du den Montag findest?«

»Nein, natürlich nicht. Ich wünschte, du würdest dir ein Handy zulegen.«

»Ich will aber kein Handy.«

»Du Dinosaurier. Bist du am Donnerstag im Haus?«